

Bezugs-Preis
in der Hauptausgabe oder deren Ausgaben
abgezehlt: vierzähliglich 4.-, bei
gewöhnlicher täglicher Auflistung im Hause
4.-75. Durch die Post bezogen für Deutsch-
land u. Österreich vierzähliglich 4.-50, für
die übrigen Länder laut Zeitungserlaubniß.

Diese Nummer kostet
auf allen Bahnhöfen und
bei den Zeitungsverkäufern 10 Pf.

Sedation und Expedition:
158 Dresdner Straße 222
Sachsenstrasse 8.

Geschäftsstelle Dresden:
Königstraße 54
Grenzenstraße 1, Tel. 1718.

Geschäftsstelle Berlin:
Carl von der Heydt-Haus, Postfach 10,
Königstraße 10
Grenzenstraße 1, Tel. VI Nr. 4604.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,
des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Nr. 651.

Donnerstag den 22. Dezember 1904.

98. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Die Gräfin Montigny ist in Begleitung ihres Rechtsberaters Dr. Schme-Leipzig in Dresden angekommen. (S. II. a. Sachen.)

* Der Reichspostdampfer „Prinzregent“ geht am 23. Dezember mit 680 Mann und 20 Offizieren nach Swakopmund ab. Am 7. Januar folgt dann die „Phönix“. Ein weiterer Transport von Hamburg aus erfolgt am 17. Januar.

* Gestern ereignete sich ein schweres Eisenbahnunglück auf der Station Wulka, wobei ein Bremser getötet, mehrere andere schwer verletzt wurden. Beide Gleise sind gesperrt. (S. Ausl.)

* Zum Auftrage der französischen Regierung schreibt der Tempé, der französische Gesandte in Tanger, die geplante Reise nach Algier unter keinen Umständen aufzuhören. Es sei erforderlich, den Sultan auf die sehr erkannten Folgen eines Aufmarsches zu machen, die ein widerstreitendes Verhalten für ihn haben würde. (S. Ausl.)

* Frau Syveton hat sich gestern vor den nationalistischen Führern wegen ihrer Handlungen verantwortet. (S. Ausl.)

* Vor Port Arthur wurden die Japaner durch russisches Flankfeuer zur Aufgabe des besetzten Forts Deutschnau geschwungen. (S. russ.-jap. Krieg.)

Graf Posadowsky.

Graf Posadowsky ist kein Diplomat. Er legt augenscheinlich Wert darauf, dies zu beweisen, denn nicht lange, nachdem er mit leeren Händen aus Wien zurückkehrte und sich wegen seines Mißerfolges von den Karoaren gerühmt lobt, hält er im preußischen Abgeordnetenhaus eine an sich recht verständige Rede, in welcher er allen reaktionären Vorfredungen auf wirtschaftlichem Gebiet entgegen und mutig genug war, die großen Assoziationen des Kapitals als die Ursachen des Kulturförderthums zu bezeichnen. Wir wollen nicht auf den Inhalt dieser Rede eingehen, die wir, von einigen Einschränkungen abgesehen, durchaus billigten, sondern nur darauf hinweisen, daß es tatsächlich nicht geradeslug war, wenn Graf Posadowsky gerade in diesem Augenblick seinen Gegnern eine Waffe wider sich selbst schmiedete. Die „Deutsche Tageszeitung“ und die „Konservative Korrespondenz“ finden denn auch seine Äußerungen höchst bedenklich und konstatieren einen Gegenstand zwischen ihnen und der Gesamtpolitik der preußischen Regierung. Man muß den beiden Blättern ohne weiteres zugeben, daß dieser Gegensatz in der Tat besteht, denn wenn auf der einen Seite ein Minister nicht ohne Empfehlung, die Gewerbefreiheit sei mit der Redefreiheit und Freiheit am gleichen Tage geboren, auf

der anderen Seite aber die Volkspolitik den Abschluß von Handelsverträgen außerordentlich erschwert, wenn die Wörter gefestigt, die Syndikate bedroht, die Warenhäuser geschädigt, die Verkehrsseinrichtungen im agrarischen Sinne unzulässig gemacht werden, so muß jeder Unbefangene zugeben, daß hier in der Tat ein scharfender Gegensatz zutage tritt und daß sich Graf Posadowsky mit den Anhängerinnen, die in der Wirtschaftspolitik der deutschen Regierung ein Ausdruck anstreben, in einen Kontrast gestellt hat, der ziemlich befremdlich ist.

Der Graf hat eben auch verkündet, ein Justizmillion zu finden, das sich in den meisten Fällen als ein faux million herausstellt, und er hat sich mit seiner Rede bei den Konservativen und AgrarierInnen sehr geschadet. Diese vermissen schon längst an ihm die pupillarische Sicherheit und beargwöhnen ihn wegen seines angeblichen Liebhaberabschlusses mit der Sozialdemokratie. Besonders lädt der Greifherr von Selditz seine Gelegenheit vorüber, um an dem Staatssekretär sein Rütteln zu fühlen. Trotz dieser Strömungen hätte Graf Posadowsky immer noch aus Seiten der Agrarier einen gewissen Rückhalt, und gerade das Schicksal, das er in Wien vor aller Augen gehabt hat, hätte seine Stellung bestätigt, wenn er sie jetzt nicht selbst erschüttert hätte. Die liberalen Parteien ihrerseits haben bei aller Anerkennung für die Arbeitskraft und Tüchtigkeit des Staatssekretärs doch auch wieder keinen dringenden Grund, sich allzu eifrig für den Grafen ins Zeug zu legen, der ihre wirtschaftlichen Anschauungen vielleicht teilen mag, jedenfalls aber keine Gelenken findet, sie zu unterstützen. So, wie die Situation sich gestaltet hat, ist zu fürchten, daß dem Grafen Posadowsky noch eine allzu lange Amtszeit verbleiben wird. Es war höchstens, daß man ihn wegen seines angeblichen Liebhaberabschlusses mit der Sozialdemokratie bestimmt hätte, die Chinesen zu bestimmen, und wenn wir nicht irre, verbirgt sich hinter diesem Pseudonym ein sehr bekannter Geheimer Regierungsrat. Bedenkt man, welche Stellung dieser betreffende Herr einnimmt, so könnte es nicht Wunder nehmen, daß Graf Posadowsky schon damals hier und da im Privatgespräch als Moritius bezeichnet wurde; selbstverständlich mit Innenhaltung der üblichen Anstandspause, da ja in diesem Falle um so mehr geboten war, als die Rückwirkung auf das Ausland bedacht werden mußte. Es wird jedenfalls interessant sein, die Fortführung des konservativ-agrarischen Pressestreites gegen den Grafen Posadowsky zu verfolgen.

Der russisch-japanische Krieg.

Die Provinzfuhr nach Port Arthur.

In Petersburg eingetroffene, von den „S. R.“ mitgeteilte Briefe zeigen, daß es den Japanern bisher

gänzlich mißlingen ist, das Einlaufen von Provinzschiffen zu verhindern. Sowohl Dampfer als auch Hunderte von kleinsten Dschunken sind seit Februar in den Hafen eingezogen. „Die Blockade ist eine Mythos“, schreibt ein Deutscher Matrosenoffizier in einem Briefe, der im Oktober aus Port Arthur herausgestellt wurde. „In den ersten zehn Tagen dieses Monats sind vier Dschunken und ein kleiner Dampfer vom Idzhu angekommen. Auf der letzten Dschunfts befand sich Melnitsch, der ein aufregendes Abenteuer hatte. Ein japanischer Torpedobootszerstörer kam mit voller Geschwindigkeit auf ihn zu und feuerte auf ihn. Dann aber hielt er plötzlich an, annehmen ließen, daß die Wachtmänner einen Schaden erlitten. Die Hobbys der Chinesen sind unbegrenzt, und die hohen Preise, die man ihnen für Raubungsmittel bietet, bringen viele kleine Dschunkle in Verbindung, so daß sie auch die Gefahr des Abreicherndens auf sich nehmen.“ Dieser Kämpfer war entgangen auch ein Marineoffizier, der zwischen Port Arthur und Idzhu hin- und zurückfuhr, überstiegen. Als die Japaner auf die erste Dschunfts herabstiegen, erzählte er, „erhob sich ein furchteinflößender Lärm. Ancheinend leisteten die Chinesen Widerstand; denn man hörte Artilleriegeschüsse. Im nächsten Augenblick sahen wir, wie die große Dschunfts sich auf die Seite legte und sank. Alle Chinesen ertranken dabei. Nun ist die Reise an uns“, dachte ich. Es wurde dunkel, und man fuhr den Torpedobootszerstörer nur undeutlich. Plötzlich erhob sich ein Dampfer mit kleinen Geschossen über uns. Die Dschunfts wurden durchschmetten und das Segel kam mit einem Schlag auf den Hafen, wobei ein Gelb über Bord fiel. Der Zerstörer dampfte gerade auf uns zu. Eine Granate vergrub sich in das gefallene Segel, sprang dann, zertrümmerte es in Fetzen und tötete zwei Chinesen. Ich bekam einen kleinen Splitter auf den Daumen. Unser Aufmerksamkeit war so sehr auf den japanischen Torpedobootszerstörer gerichtet, daß wir gar nicht auf den Dampfer achteten. Bloßglück ließen die Japaner das Feuer ein. Es war ganz plötzlich: aber an der Mündung des Hafens von Port Arthur erkannten wir zwei schwere Geschütze, denen ein kleinerer folgte. Wir hörten Knallen und Rufen und sahen eine große Explosion auf dem Dampfer. Dann dampfte das Schiff so schnell als möglich fort, und nach zehn Minuten wurden wir mit unserer Reise nach der Tigrisbahn-Dampfschiff aufgefordert. Die Chinesen forderten 1000 Rubel für den Dampfer und als Entschädigung für die drei verlorenen Menschenleben... Von der Mannschaft der gefallenen Dschunk wurde niemand gerettet.“ Ein Offizier namens Nevelkin schreibt, wie die Russen irrtümlich eine „feindliche“ Dschunfts versenkten. Da die Japaner die Russen nicht alle abschießen können, so verhindern sie eine Kriegsführung. Sie verschaffen sich ein „wirksames“ Feind. Sie verhindern die Verbindung mit den Behörden der Regierung, und schaffen eine eigene Dschunk für den Abtransport der „feindlichen“ Kriegsgefangenen. In Wirklichkeit wußt sie mit Sprengstoffen beladen. Auf der Höhe vom Tigrisbahn-Dampfschiff nahm die Russen aber zur größten Verachtung. Sie wechselten die Signale. Einige Tage darauf näherte sich eine wirklich „feindliche“ Dschunfts mit Rohrgranaten beladen, dem Hafen. Sie gab falsche Signale. Die Russen eröffneten das Feuer, und die Dschunk sank. In Bord befand sich ein russischer Offizier, der ans Wasser schwamm. Die chinesische Besatzung aber war umgekommen.

Das „Reuterische Bureau“ meldet von der Belagerungskarte vor Port Arthur: Die Einnahme von Idzhu ist für die Japaner von großer Bedeutung, da sie ihnen den Weg zu den jenseitigen des Hafens gelegenen hohen Hügeln öffnet und ihnen Raum für einen allgemeinen Angriff gegen einen Teil der östlichen Frontlinie bietet. Die Japaner haben jetzt fünf Schüfts von sieben inne. Der „Daily Telegraph“ meldet aus Idzhu von gestern: Der Dampfer „Admiral Mikail“, unter englischer Flagge, aber mit einer schwedischen Besatzung, hat mit einer Ladung Munition und Dynamit während eines heftigen Sturmes Port Arthur erreicht. Es wird berichtet, daß die Japaner sich genötigt haben, Idzhu zu aufzugeben, weil das Flankfeuer der anderen Hafens und die Explosionen russischer Minen ihnen große Verluste zufügten. Noch soll 60 000 Mann Verstärkung verlangen. Es trafen Truppen von Norwegen und einige Tausend Koreaner bei der Belagerungskarte ein.

Japanisch-chinesisches.

Daselbe Blatt berichtet aus Shanghai vom 21. Dezember: Die Reise des japanischen Gesandten in Peking nach Tokio wird als Anseiten dafür betrachtet, daß neue Vereinbarungen getroffen worden sind, um die Interessen Japans und Chinas enger zu verknüpfen. — Die Japaner bestreiten Dolny gegen Angriffe von der Seeseite her.

Von der japanischen Flotte.

Das Kaiserliche Ausgabe des „Herald“ berichtet aus Petersburg, gerichtswerte verlaufen, daß das japanische Kriegsschiff „Asachiwa“ gelungen sei. Es behauptet sich, daß das japanische Geschwader in See gegangen sei, um der Flotte Reichsflottenschiffs entgegenzugehen.

Politische Tagesschau.

Leipzig, 22. Dezember.

Die Aussichten der Militärpersonenvorlagen.

Die Militärpersonenvorlagen sind, wie bereits gemeldet, nach dem Wunsche des Zentrums an die Budgetkommission verriesen worden. Mit dieser Tatsache ist die Wahrscheinlichkeit ihrer Erledigung in dieser Session sehr gering geworden. Wir bedauern dies außerordentlich, und wir bedauern noch mehr, daß die nationalgewollten Parteien ihre Mitglieder nicht zur Abwesenheit in der wichtigen Sitzung anzuhalten vermochten, denn es auch die beteiligten Kreise mit tiefer Erbitterung erfüllen, daß weniger als zwanzig Abgeordnete ihre Sitzungen vernichtet haben und daß das Parlament sich so nach keiner Wahlperiode bewegt war. In erster Linie muß natürlich die Schuld daran der maßgebenden Partei, dem Zentrum, aufgeburdet werden. Das Zentrum ist es, welches die Geduldstragödie so schroff in den Vordergrund gestellt und dadurch die Versöhnung der Entscheidung herbeigeführt hat. An sich — das möchten wir hier grundsätzlich betonen — ist der Grundatz völlig gerechtfertigt, daß niemals eine Ausgabe beschlossen werden sollte, ohne daß auch zugleich für die Belebung der Mittel Sorge getragen wird, aus denen sie geleistet werden kann. Wie

Seuilleton.

Die heilige Cecilia.

57) Roman von Marie Bernhard.
Rasson verlost.

„Still!“ unterbrach sie Melanie hastig. „Menel...“ sind gekommen!“

Es erschien nur das Ehepaar mit der zweiten Tochter Theo. „Meinen Sohn entschuldigt du gewiß, liebste Bobette, — ebenso du, bester Ringhaupt! Es ist ihm, nach den peinlichen Vorfällen der letzten Zeit, zu schmerzlich, in den Familienkreis zu treten. Alles, was etwa zu helfen wäre, werden wir, die Eltern, übernehmen!“

Frau Mathilde Menel sprach, mit Rückicht auf das gesuchte Hörechte ihrer Schwester Ada, mit erhobener Stimme: sie sah bloß und leidenschaftlich aus, trug eine ostentative Siegermiene zur Schau, und ihr dominierender Blick schien sagen zu wollen: wage es niemand, mich zu bemitleiden! Du beglückwünschst bin ich, — weiter nichts!

Dielektor Alfred Menel sah dagegen entschieden unbekümmert aus. Welch ein Unterschied: die Triumphatorin, die über beide von vor zwei Jahren gegen dieses lämmliche Ehepaar gesiegt war, und die dominierende Schwester Theo! — Sie waren nicht vollständig, — ihr Jahr und Tag bereits war eine gewisse Rüstigkeit beim Besuch des Familientages eingetreten; die früher so augenfällige Einigkeit hatte fast gefehlt. Erstaunlich hatten sich zwei

Parteien gebildet, — die zu Oswalds Habe schworen und die — unbegreiflicherweise! — auf der Seite des Gegners standen! —

Familie Vollmar wurde von Frau Direktor Menel mit einem solchen Überdruss an Herrlichkeit geärgert, daß die moquante Melanie von Bassewitz sich rasch abwenden mußte, um ihre amüsierten Rädchen zu verbergen. Momentlich die in ihrer tiefen Trauerkleidung doppelt traurig blühende Bianca wurde mit großer Empathie bewillkommen, so daß Melanie in Margots Ohr räunte: „Sieh da, . . . die zweite Schwester!“ Tante Mathilde könnte gar ein Lachen mit ihrem Empresslement worten, bis wenigstens die Scheidung definiert ist! —

Das übliche Büßfest, — die übliche Unterhaltung — Erfrischungen nach gegenseitigem Befinden, — Preis und Lob der diesmaligen Sommertröste, — Bewunderung des „vortrefflichen Küchenkochs“ — endlich etwas Musik, — sehr wenig diesmal — ein einziger Chor, von Frau Adrienne Brückner mit umfangreicher Meisterschaft bevölkert, — zwei Lieder von Margot Biegel, ein Klavierstöckl ihres Bruders, — dann schlug Direktor Alfred Menel, auf einen gebrechlichen Wein seiner Gattin, an sein Glas.

„Meine lieben und verehrten Angehörigen, — Damen sowohl, als auch Herren! Wir finden uns, noch ungöhlich langer Pause, wieder einmal in dem uns so lieben und gärtlichen Ringhauptischen Hause vereint. Es hat diese lange Pause bei einigen Mitgliedern unserer Familie Veränderungen gezeigt, die teils legenbreit — teils — hm — hm“ — der Redner räusperte sich nachdrücklich und griff zum Glase Wein, in welchem er den Rest des Sages ertränkte. „Wir haben uns zunächst der wiederhergestellten Ge-

suntheit unserer lieben Babette zu freuen, die mit Gottes Güte —

Und mit derjenigen unseres prächtigen Doktors Rühle“ schaltete Ringhaupt ein.

„Gang wieder die alte Zeit ist. Auch einen schmerzlichen Verlust haben wir zu beklagen: ganz rasch und unerwartet ist uns unsere teure Matrone Vollmar durch den Tod entrissen worden; es kann mir nicht befreien, daß ich in diesem Hause um nicht mehr zu kommen, die lieben Angehörigen in ihrem so berechtigten Schmerz trösten zu wollen. Sie ist dorthin gegangen, wo man keinen Weib und Haber, keinen Hoh und Hamm mehr kennt, — sie ruhe in Frieden!“

Eine kurze Pause. Vater Vollmar und Tochter mühten sich, gefühlvoll und gerührt auszusehen.

„Wenn ich es mir endlich gestatten darf, von meiner eigenen Familie zu sprechen, die — hm — hm —“ ein erneuter Angriff auf das Weinglas — „nicht ohne Infektion und — und — Trübsal“ —

„Erlaube mir, weiterzusprechen, Alfred, — ich fürchte, du trifftst den richtigen Ton nicht, der einzig für diese Angelegenheit wohl!“

Kampfgerüst stand Frau Mathilde Menel da, zwei glühend rote Nüdeln auf den weißen Hodenhosen, Kopf und funkelnde der Mund, — etwas von einem gereizten Raubtier war darin zu lesen.

„Es hat sich, durch eine unselige Verletzung von Umländern, ein Kindringling in unsern traumhaften Familienkreis geschlichen, der es lieber verstanden hat, mit — ich möchte sagen — rossmarter Schlauheit die arglosen Herzen einiger, zum Glück weniger, unter uns zu umgarneien. Daß auch das Herz meines eigenen und einzigen Sohnes diesem Rassismus zum Opfer fallen mußte, — daß dieser sogenannte „Schüler des Familientages“ es verstanden hat, auch ihm, den impulsiven, warmherzigen

Menschen, den genialen Künstler in seine Reise zu ziehen, . . . ich muß es als Mutter, — wir alle müssen es als

Familienmitglieder, als Menschen bedauern! Zum Glück hat mein Sohn Oswald sehr bald seinen belagerten Muttertag eingesehen und ist sofort davongelaufen, sich mit zäher und kräftiger Hand von dem Netz zu befreien, daß ihm mit bedrohender Schlaue über den Kopf geworfen wurde. Es hat das freilich namhafte Opfer gefordert und wird, fürchte ich, deren noch immer mehr nach sich ziehen. Wir lieben indessen nicht an, diese Opfer zu bringen, wir halten treu und fest zusammen und des wahrhaft edlen Zwecks willen“, — ein herzliches Seitenblatt der Sprecherin strahlte Vater Vollmar nebst Töchtern — „der sicher seinen Lohn in sich trägt. Um es kurz zu machen: mein Sohn hat den Entschluß gefasst, sich von ihr, die eine Zeitlang seinen Namen trug, zu trennen, hat bereits die Scheidung, die in wenigen Monaten erfolgen dürfte, eingeleitet, und wie alle können mit, von einem schweren Drud bereit, aufzutreten und Gott für seine gnädige Führung danken!“

Es lag nicht so aus, als ob alle Anwesenden dies taten. Auf einigen Gesichtern malte sich deutlich die Verblüffung über die dreiste Ummertung der Tatsachen, die hier vor sich gingen. — namentlich Frau Babette Ringhaupt war sichtlich unruhig geworden und wackelte fragende Blüte auf ihren Wangen, der ihr beschwichtigend zwinkerte und ihr ein paar Worte ins Ohr räunte, von denen Frau Oberst Brückner nur etwas wie „unmöglich heute — Gott unseres Hauses — später aufzutun“ verstand.

„Es ist unserem Sohn Oswald mit leichter Mühe gelungen, — die holde Mutter schien zu weinen, während sie diese Worte sprach — in einer nachhaltigen Stadt Mitteldeutschlands eine Anstellung zu finden, die seiner